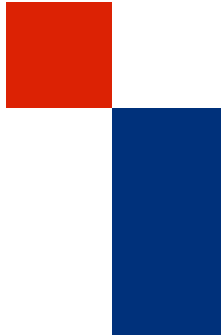


1.2.



Evangelische Kirche von Westfalen

Landessynode 2021

2. (ordentliche) Tagung der
19. Westfälischen Landessynode

30.05. – 02.06.2021

Mündlicher Bericht der Präses

Theologische Zeitansage

„Wenn der Herr ...“: Ja, was dann?

„Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden“: So, liebe Synodale, heißt es in der Bibel Israels, im 126. Psalm. So sangen sie an den Wassern zu Babel und weinten, im Exil, weit weg von der vertrauten Heimat.

Hätten wir den Gottesdienst zur Synodeneröffnung wie gewohnt in der Zionskirche in Bethel gefeiert, dann hätten wir dabei diesen traumhaften Satz vor Augen gehabt. Wie eine Überschrift über allem. Noch bevor das erste unserer eigenen Worte erklingen wäre – und in der Gewissheit, dass dieser Satz bleibt, auch wenn unser letztes Wort gesprochen sein wird: *„Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden“*.

Dieser Tage, da Inzidenzwerte kontinuierlich sinken und Impfraten hoffnungsvoll steigen, ertappe ich mich immer häufiger beim Träumen - mitten am Tag. Wie wird das sein, wenn wir endlich wieder können und dürfen, was wir so lange vermisst und entbehrt haben?

Es rückt immer näher, und doch wirkt es nach der langen Zeit fast zu schön, um wahr zu sein, wie ein Traum eben: Dass alles wieder so wird wie gehabt. Freunde einladen, Essen gehen, im Straßencafé oder im Biergarten sitzen, Konzerte oder das Theater besuchen, sich zur Chorprobe aufmachen, eine Urlaubsreise planen. Unbefangenen Menschen treffen, Begegnungen genießen, mit vielen anderen in einem Raum zusammen Gottesdienst feiern, aus voller Kehle singen, anschließend beieinander bleiben und erzählen. Sich auf einem belebten Campus in Villigst tummeln; Sitzungen, Tagungen und Konferenzen mit leibhaftigen Menschen vor Augen durchführen – und in der Pause zwischendurch am Rande das ein oder andere mal eben schnell unter vier Augen klären.

„Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden.“ Wenn wir endlich aus diesem lähmenden Zustand auftauchen, dann werden wir ... - ja, was eigentlich genau und wie und mit wem? Mit wem zuerst und mit wem zuletzt? Ob es gar welche gibt, für die sich die Träume am Ende als Albtraum entpuppen?

Als Dornröschen im Märchen der Brüder Grimm aus seinem hundert Jahre währenden Schlaf erwacht, geht alles genau so und genau da weiter, wo es vor dem Schlaf jäh aufgehört hatte: Die dornige Hecke ist spurlos verschwunden, als hätte es sie nie gegeben, der Prinz küsst seine Prinzessin, die Hochzeitsglocken läuten, „und sie lebten glücklich bis ans Ende der Tage“. Im unteren Stockwerk des Märchenschlosses spielt sich derweil ganz anderes ab: Während oben Küsse getauscht werden, fängt in der Schlossküche der Braten wieder an zu brutzeln. Der Küchenjunge kassiert – kaum ist der arme Kerl wieder aufgewacht – die tägliche Ohrfeige, zu der der Koch schon vor dem Schlaf ausgeholt hatte. Und die Magd – so heißt es wörtlich – „rupfte das Huhn fertig“. Diese Szenen geben zu denken. Mit dem Traum des „Weiter so“ ist das offensichtlich eine hoch brisante Sache.

Ich frage mich: Wer wird – nach unserem Corona-Schlaf – eigentlich Prinz und Prinzessin sein? Wer wird sich erleichtert küssen und beschwingt in die Zukunft aufbrechen? Wer wird gohrfeigt und wer zu Ende gerupft?

Der biblische Traum des 126. Psalms, dieser Traum der Menschen im Exil, die an den Wassern zu Babel sitzen und weinen, ist uns vorwiegend gut situierten europäischen Christenmenschen während der vergangenen Monate auf ungeahnte Weise nahe gekommen. Dieser überlebensnotwendige, unverzichtbare Traum davon, wie Entbehrungen und Einschränkungen enden, wie aus quälender Enge verheißungsvolle Weite wird, wie alle äußeren Zwänge abfallen, wie neue Lebenslust wächst und neuer Lebensatem fließt.

„Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird ...“:

In der Bibel *träumen* sie diesen Traum nicht nur; in der Bibel wird auch davon erzählt – etwa im Buch Nehemia –, was es heißt, diesen Traum zu *erden*. Was es kostet, nicht einfach zurückzukehren zu dem, was war, sondern neu anzufangen in einer neuen Wirklichkeit. *„Wie die Träumenden“* – und gerade so dem Leben, das Gott will, besonders nah.

Im Folgenden nehme ich das Gespräch mit dem biblischen Buch Nehemia auf und benenne in drei knappen Schritten, worauf es aus meiner Sicht ankommt, worum es gehen wird und worauf wir zu achten haben, wenn wir uns in den kommenden Wochen den Pandemieschlaf aus den Augen reiben und in Kirche und Gesellschaft Schritt für Schritt unser „altes“ Leben wieder aufnehmen werden. Trotz vieler Ungewissheiten scheint mir sicher: Es wird ein verändertes und der Veränderung bedürftiges Leben sein.

1. Beten und Wahrnehmen

„Ach, HERR, Gott des Himmels, du großer und schrecklicher Gott, der da hält den Bund und die Treuen, die ihn lieben und seine Gebote halten! Lass doch deine Ohren aufmerken und deine Augen offen sein!“ (Nehemia 1,5f.)

Dieses Gebet – ein echter Notruf! – findet sich am Anfang des Nehemiabuches. Nach dem Gebet – und womöglich wegen des Gebets! – geht das Buch bemerkenswert handfest und zupackend weiter.

Nicht zuletzt die Rede von dem ‚großen und schrecklichen Gott‘ berührt uns heute wohl anders und tiefer als je zuvor. Die Pandemie hat uns in beinahe allen Lebensbereichen vor Augen geführt, wie begrenzt unsere Möglichkeiten sind, wie brüchig unsere Lebensverhältnisse und wie bedürftig wir selbst. Ich vermute, wir werden nur allzu gern bereit sein, das alles bald zu vergessen und hinter uns zu lassen – und uns, je schneller desto besser, wieder in den Modus des Machens, Herstellens und Bewirkens, Bewältigens und Verwertens zu stürzen. Diesen Modus haben wir in der Kirche wie in der Gesellschaft aus guten Gründen unermüdlich eingeübt. Da, im Verlass auf uns selbst, haben wir die Dinge unter Kontrolle und im Griff, das beruhigt.

Allerdings – so haben wir’s in den vergangenen eineinhalb Jahren schmerzlich erfahren – ist dies höchstens die halbe Wahrheit, und mitunter nicht einmal das. Die einzige menschliche Aktivität, in der wir der anderen Seite unseres Daseins – unserer verletzbaren Ohn-Macht und der Bedürftigkeit

unserer Leiber und Seelen – standhalten, ihr einen Ort, eine Adresse und einen Namen geben können, ist das Gebet. Auch dies haben wir so intensiv erfahren wie selten zuvor.

Nach seinem Gebet und durch sein Gebet tut Nehemia seinerseits, um was er Gott bittet: Er hört und sieht aufmerksam hin, er „forscht“ mit wachen Sinnen, er „achtet genau“ darauf, wo es in der Stadt und um sie herum bröckelt, wo die Risse mitten in seinem Volk und mitten durch sein Volk hindurch verlaufen.

Dies halte ich auch für unsere vornehmste Aufgabe, wenn wir uns nun allmählich auf den Weg hinaus aus der Pandemie begeben: Wir werden uns neu orientieren, feinfühlig hinsehen und genau anhören müssen, um die Risse und Brüche, die Spalten und Krater sorgsam und nüchtern in den Blick und zu Herzen zu nehmen.

Dabei werden wir hier und da auch selbstkritisch feststellen, welche Not wir im Rückblick nicht ernst genug genommen haben, auf welchem Auge wir blind und auf welchem Ohr wir taub waren. Aus meiner Sicht hätten wir – um ein konkretes Beispiel zu nennen – für Menschen, die in sozialen Brennpunkten leben, viel früher unsere Stimme erheben müssen. Ohnehin von Armut und Ausgrenzung stigmatisiert, wurden sie durch ihr Zusammenleben auf engstem Raum in weitaus größerer Zahl Opfer der Pandemie als Menschen in saturierten Lebensverhältnissen.

Mich selbst und uns alle – von den Presbyterien über die Pfarrkonvente, Kreissynodalvorstände, Konferenzen in Ämtern und Werken bis hin zur Kirchenleitung – ermuntere ich ausdrücklich, in den kommenden Monaten solchem Hinschauen, Nachdenken und Nachfragen Raum und Zeit zu geben, damit wir in allem, was unbedingt nach- und aufgeholt werden will, das wirklich Notwendige tun und anderes getrost lassen können.

Ende des vergangenen Jahres habe ich den Austausch gesucht mit einigen von der Pandemie besonders betroffenen Personengruppen – etwa mit Kulturschaffenden und Pflegenden, mit Menschen aus der Gastronomie und aus dem Bereich des Sports, mit Bewohnerinnen und Ehrenamtlichen in Flüchtlingsheimen. Da nahmen mich Menschen mit hinein in ihre Lebensgeschichten, die in der Szenerie des Grimmschen Märchens wohl eher zu den Geohrfeigten und Gerupften gehören. Die dennoch nicht aufhören, den erlösenden Traum zu träumen, und dabei umso realistischer mit beiden Beinen im Leben stehen. Ihre Geschichten sind mir zu Herzen gegangen, und sie haben mich heilsam beunruhigt. Weil sie davon erzählten, wie völlig ungleich es Menschen trifft, wenn eine ganze Gesellschaft für mehr als ein Jahr in eine Art Schockstarre geht.

Die Fortschritte, die über Jahrzehnte im Blick auf Ernährung, Schulbesuch von Kindern und Jugendlichen, Menschenrechte und Umweltschutz errungen wurden, sind vielerorts in Frage gestellt oder ganz zunichte gemacht. Irgendwann wird die Frage zu beantworten sein, wie die immensen Ausgaben während der Krise gegenfinanziert werden sollen – und von wem. Längst nicht jeder Buchladen und jedes Fitness-Studio werden wieder öffnen können. Längst nicht jeder Chor wird sich wie zuvor zum Proben treffen – und manches Theater wird geschlossen bleiben. Nicht zu vergessen die Menschen in unserem Land und weltweit, die nie mehr ein Buch lesen, nie wieder singen, nie mehr Freunde und Freundinnen treffen werden – weil das Virus sie ihr Leben gekostet hat. Viele von ihnen waren auf ihrem allerletzten Weg allein.

Spätestens hier verstummt meine heimliche kleine Träumerei, es möge doch wieder werden wie früher. Das wird es nicht. Es tut weh, sich das einzugestehen. Es schmerzt unsere Kirche, es

schmerzt eine ganze Gesellschaft, sich das klarzumachen. Aber es ist buchstäblich not-wendig: aufmerksam, vorbehaltlos und mutig in den Blick zu nehmen, wie es anders weitergehen kann und soll und was nicht weitergehen darf wie bisher.

Und unterdessen im Gebet nicht nachzulassen: *„Ach, HERR, Gott des Himmels! (...) Lass doch deine Ohren aufmerken und deine Augen offen sein!“*

2. Das veränderte Zentrum

Zu Nehemias Mission gehört der Wiederaufbau des Jerusalemer Tempels. Im Tempel haben die Träumenden schon oft die Gegenwart Gottes erfahren, an diesem Ort erhoffen sie auch jetzt, Gottes Nähe zu spüren. Die Zerstörung des Tempels hat tiefe Wunden gerissen, alte Gewissheiten standen plötzlich infrage, ja Gott selbst geriet auf den Prüfstand. *„Auf, lasst uns bauen!“*, ruft Nehemia (Nehemia 2,18). Und meint damit zunächst die Mauern der Stadt und die Mauern des Tempels. In den Stadtmauern klaffen tiefe Risse, die gilt es zu schließen; die Mauern des Tempels liegen ganz darnieder. *„Auf, lasst uns bauen!“*. Nehemias Ruf zielt darüber hinaus noch tiefer: Da gibt es Risse in der Beziehung zwischen Gott und Mensch, zwischen Mensch und Gott. Auch da, so scheint es, liegt manches ganz darnieder. Die Beziehung muss neu gestärkt und neu gefestigt werden. *„Auf, lasst uns bauen! ... Der Gott des Himmels wird es uns gelingen lassen.“* (Nehemia 2,20)

Die Kultur unserer Gottesdienste hat eine historische Zäsur und tiefgreifende Veränderungen erfahren. Was wir dadurch hinzugewonnen und was wir womöglich auch verloren haben, ist derzeit noch kaum zu übersehen. Einige haben große Befürchtungen, andere sind zuversichtlich gestimmt. Vielerorts haben wir das Mögliche versucht und sogar manches gegeben, was bis dahin unmöglich schien. Welch einen Einsatz gab es in unseren Gemeinden und Kirchenkreisen, in unseren Ämtern und Einrichtungen, welch verblüffende Spontaneität und Beweglichkeit, was für schöne und verrückte Ideen! Das hat jede Menge Kräfte gekostet – und auch jede Menge ungeahnter Kräfte freigesetzt. Mich hat das ehrlich beeindruckt, vielen Dank.

Zugleich wird bei Vielen die Sehnsucht immer größer, sich zum Gottesdienst hinauszubewegen aus den eigenen vier Wänden, gezielt einen anderen Raum aufzusuchen, um in der Kirche mit anderen zusammen Gottes Nähe zu feiern und auf Worte zu hören, die wir uns selbst nicht sagen können. Unsere Gottesdienstkultur wird nach der Pandemie nicht mehr dieselbe sein. Auf die neu entdeckten digitalen Formate werden wir künftig nicht mehr verzichten. Hier schalten sich Menschen dazu, hier gestalten Menschen mit, die bisher nicht dabei waren. Und doch bleibt die Kirche als *Leib Christi* auch „Körperkirche“, die Menschen leibhaftig verbindet und miteinander in Austausch bringt.¹ Vielleicht haben wir durch die Pandemie neu entdeckt, welche Bedeutung die Leiblichkeit für unser alltägliches Leben hat.

¹ Heike Springhart, Gottesdienstliches digitales Neuland in Zeiten der Pandemie. Ein Erfahrungsbericht in theologischer Absicht, EvTh 2 (2021), 133.

Hieraus, so meine ich, erwachsen große Chancen und Aufgaben für unser kirchliches Leben „post Coronam“: Es gilt, die Kultur der Leiblichkeit in neuer und bewussterer Weise zu pflegen. Kirche kann hier mit ihren ureigenen Traditionen einen deutlichen Unterschied markieren und mit ihren Angeboten heilsame Unterbrechungen schaffen inmitten allen digitalen Fortschritts. Ich werbe dafür, die Dimensionen der leiblichen Unmittelbarkeit zu stärken – nicht gegen den digitalen Wandel, sondern in Ergänzung dazu und im Interesse menschlicher Ganzheit, die aus Leib und Seele besteht.

Diese menschliche Ganzheit gilt es auch in anderer Hinsicht zu bedenken. Inzidenzwerte – und mit ihnen die körperliche Infektionsgefahr für den Menschen – gaben über einen langen Zeitraum auch in unserem kirchlichen Leben den Ton an und den Takt vor. Erst ganz allmählich rückt die Seele wieder in den Blick. Um deren „Inzidenzwerte“, darauf weist der Vorsitzende des Rates der EKD, Landesbischof Heinrich Bedford Strohm, immer wieder hin, ist es nicht gut bestellt.² Die allermeisten Menschen spüren das zuerst bei sich selbst. Geduldsfäden sind strapaziert, Nerven liegen blank, Freiräume fehlen – und Quellen der Freude auch. Welche dramatischen Konsequenzen das haben kann, belegen unter anderem die erschreckenden Zahlen über häusliche Gewalt insbesondere gegenüber Frauen und Kindern.

Unser christlicher Glaube hat Kraft für die Seele auch während der letzten Monate im beharrlichen Festhalten und stets neuen Ringen um Gottes Verheißungen gefunden und gesucht, empfangen und ersehnt. Von Gottesdiensten ging für mein Empfinden gerade dort eine besondere Kraft aus, wo sie solchem Ringen und Suchen und Sehnen Raum gegeben und Ausdruck verliehen haben. Hier standen nicht beredete Deutungen und vollmundige Erklärungen im Mittelpunkt, sondern das Gebet: die Hinwendung zu Gott, das Aushalten der offenen Frage, das Schweigen und Sich-Öffnen, das Hoffen auf Antwort. Hier ging es nicht zuerst um gelehrte Reflexion, sondern um existenzielle Hingabe. Das Reden zu Gott – als Hinhalten des eigenen Lebens und der eigenen Verletztheit und Verletzlichkeit – wurde hier geradezu zur Voraussetzung theologischen Nachdenkens. Durch existenzielle Hingabe mag schließlich, angesichts persönlicher Widerfahrnisse, ein neues Reden von Gott und über Gott möglich werden.

Ich werbe dafür, die schöpferischen Kräfte des Gebets zu stärken und neu ins Bewusstsein zu heben. Das Gebet verdient größte Aufmerksamkeit in der liturgischen Gestaltung unserer Gottesdienste und Andachten. Wir sollten ihm in der Vorbereitung mindestens ebenso viel Sorgfalt widmen wie der Predigt. Das Gebet braucht seinen leisen und heilsamen Ort in der seelsorglichen Begegnung. Im Gebet, im Gegenüber zu Gott, stoßen wir womöglich auf Gottes wegweisende Spuren in unserer verwirrenden Zeit, im eigenen Leben.

Ich bitte Sie, in den kommenden Monaten nicht nur Zukunftspläne zu schmieden und aufgestaute Aufgaben abzuarbeiten, sondern auch Glaubenserfahrungen miteinander auszutauschen. Erzählen Sie einander in Ihren Leitungsgremien, in Ihren Gemeindegruppen und Arbeitskreisen, was Sie während der Zeit der Pandemie getröstet und was Sie getragen hat, wo Sie Gott auf die Spur gekommen sind, was Sie Gott oder einander oder sich selbst fragen wollen, wodurch Ihre Hoffnung Nahrung erhielt.

² Vgl. https://www.ekd.de/ekd_de/ds_doc/TOP-II-Bericht-des-Rates-der-EKD.pdf (aufgerufen am 29. Mai 2021).

3. Das verbindend Verbindliche

In der biblischen Nehemia-Erzählung richtet sich bei denen, die aus dem Exil zurückkehren, das Hauptaugenmerk auf die zerstörte Stadtmauer. Auf die Risse und Brüche also, die unmittelbar in die Augen springen.

In den Blick gerät - so würden wir heute wohl sagen – das, was die Gesellschaft zusammenhält: Wer baut intensiv daran mit und wer lehnt sich entspannt zurück? Wer darf innerhalb der Mauern schlafen und wer bleibt außen vor? Was genau muss jetzt sofort angepackt werden, was kann bis später warten, was kann liegenbleiben? Nicht zuletzt: Wer bezahlt das alles? Und in alledem: Wieviel Freiheit ist wieder möglich, wieviel Sicherheit braucht es und wieviel Verbindlichkeit, wieviel Individualität und wieviel Allgemeinheit?

Nicht erst seit der Pandemie steht die Frage danach, wer und oder was die Gesellschaft mit ihren kulturellen und ökonomischen Fliehkräften verbindet, neu auf der Agenda. Die Annahme, wenn jeder und jede zuerst an sich selbst denke, sei hinreichend an alle gedacht, hat sich mit den Jahren als Irrglaube erwiesen. Der Soziologe Andreas Reckwitz spricht von einer „Krise des Allgemeinen“ und regt an, neu nach dem Verbindenden und Verbindlichen zu fragen, in das die je eigene individuelle Freiheit eingebettet ist. In den Wochen und Monaten nach der Pandemie wird es darum gehen, hier besonders aufmerksam zu sein. „Wir müssen die Wunden heilen, die Corona in unserer Gesellschaft geschlagen hat. Wir haben erbittert gestritten – über Virus und Maskenpflicht, über Beschränkung und Lockerung, über Kita und Schule, über Impfstoffe und Impffreihefolge. [...] Der Prozess der gesellschaftlichen Versöhnung wird länger dauern als die fünfzehn Monate, die hinter uns liegen. Die Zukunft gewinnen wir nicht im unversöhnlichen Streit miteinander, nicht mit Abschottung, Rechthaberei und Gesprächslosigkeit. Wir müssen wieder Brücken bauen zwischen Menschen und Gruppen, die die Pandemie verfeindet hat“: So hat es der Bundespräsident kürzlich beim Ökumenischen Kirchentag in Frankfurt am Main gesagt.³

„Auf, lasst uns bauen. Und sie stärkten ihre Hände zum guten Werk“, heißt es herrlich lakonisch im Nehemiabuch (Nehemia 2,18). Und dann folgt eine lange, trockene Liste mit akribisch genauen Angaben darüber, wer bei dieser Bauerei mit wem von wo bis wo für welchen Bauabschnitt zuständig ist. Das klingt ganz und gar bürokratisch und ist es wohl auch. Zugleich berührt mich diese Liste zutiefst, weil sie jeden einzelnen Menschen sichtbar macht. Sie nennt Männer und Frauen beim Namen, die je an ihrem Ort, mit je ihrer Kraft, mit ihren persönlichen Möglichkeiten und Grenzen jeweils das Ihre getan haben für das Wohl aller. Noch jetzt, Jahrtausende später, sind diese Namen sichtbar da. Jeder Name steht für einen unverwechselbaren Menschen, kein einziger ist von Gott vergessen.

Auch gegenwärtig müssen wir dafür sorgen, dass Menschen sichtbar bleiben und einen Namen haben. Energischer denn je müssen wir heute für Respekt und Anstand eintreten gegenüber denen, die „ihre Hände zum guten Werk stärken“, beruflich oder ehrenamtlich, in Medizin und Pflege, bei

³ https://www.bundespraesident.de/SharedDocs/Downloads/DE/Reden/2021/05/210516-Abschluss-Kirchentag.pdf?__blob=publicationFile (aufgerufen am 29. Mai 2021).

der Polizei und in Rettungsdiensten, in Verbänden, Sport- und Musikvereinen, in Chören und Kirchengemeinden, in Synagogen und Moscheen, in der Politik. Wir werden sie verteidigen gegen plumpe Pöbeleien und Hass im Netz und auf der Straße. Und selbstverständlich auch gegen jede Form von Antisemitismus, der sich Christinnen und Christen aus der Mitte ihres Glaubens heraus verbieten müsste und verbieten muss.

Zwei weitere inhaltliche Dimensionen will ich nennen, die für mich wichtig sind für den Zusammenhalt unserer Gesellschaft.

Eine davon hat uns das Bundesverfassungsgericht mit seinem Urteil vom 23. April dieses Jahres ins Stammbuch geschrieben. In diesem Urteil werden die schwerwiegenden Freiheitseinbußen benannt und moniert, die sich für unsere Kinder und Kindeskiner ergeben, wenn die Hauptlast zur Eindämmung des Klimawandels in die Zeit nach 2030 verschoben wird, statt das Nötige hier und jetzt zu tun. Hier geht es um mehr als eine buchstäblich notwendige Korrektur einzelner Klimaziele und -maßnahmen. Das Urteil des Bundesverfassungsgerichts ist ein Fingerzeig für einen neuen Generationenvertrag, der Schluss macht mit der Kurzatmigkeit unserer Lebensentwürfe und unseres Wirtschaftens. Denn – auch das hat uns die Pandemie aufs Neue gelehrt – wir atmen alle dieselbe Luft, nur eben unterschiedlich sauber und unterschiedlich lang.

Ein solcher Generationenvertrag nimmt uns in die Pflicht, in unseren Ämtern und Werken, in unseren Gemeinden und Kirchenkreisen und für unseren jeweils individuellen Lebensstil zu Hause verbindliche Vereinbarungen zu treffen, wie wir Verbräuche und Mobilität kontrollieren, verringern oder ersetzen wollen. Dazu werden wir für die Herbstsynode konkrete Vorschläge entwickeln und vorlegen. Auch und erst recht für uns Verantwortliche in der Kirche geht es nicht an, Lasten einfach weiterzureichen an jüngere Generationen.

Ganz grundsätzlich muss uns die Frage bewegen, wie in unserer alternden Gesellschaft und in unserer alternden Kirche Kinder und Jugendliche und junge Erwachsene zu fairen Lebenschancen und eigenen Entwicklungsmöglichkeiten kommen können. Und dies nicht trotz uns Älteren und Alten, sondern mit unserer Unterstützung und mit uns zusammen.

Den zweiten Aspekt des verbindend Verbindlichen knüpfe ich an eine historische Erinnerung: Am 28. Juli 2021 jährt sich zum siebzigsten Mal die Unterzeichnung der Genfer Flüchtlingskonvention. Darin geben sich die Länder Europas rechtlich verbindliche Regeln darüber, dass und wie Menschen Schutz zu gewähren ist, die aufgrund ihrer Religion, ihrer Nationalität, ihrer sozialen oder ethnischen oder politischen Zugehörigkeit verfolgt werden. Eine Zurückschiebung in die Situation der Not ist in der Konvention ausdrücklich verboten. Diese Vereinbarung wurde nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges getroffen – im Blick auf ein Europa mit Millionen von Flüchtlingen, Vertriebenen und Deportierten. Tausenden von ihnen waren Aufnahme und die Rettung in sicheren Ländern verwehrt worden.

Für mich gehört die Genfer Konvention – nach Geist und Buchstaben – zum verbindend Verbindlichen und zum kleinsten gemeinsamen Nenner dessen, worauf wir als Land und als Kontinent nicht verzichten können. Es darf uns nicht gleichgültig sein, wenn in Europa und in unserem Land immer

wieder gegen den Geist und teilweise auch gegen den Buchstaben dieser Konvention verstoßen wird.

An Orten wie Moria, Bihac, Ceuta und Lampedusa – vor Kurzem erhielten wir erneut einen dramatischen Hilferuf unserer italienischen Freundinnen und Freunde der Waldenserkirche – wie auch in den Erstaufnahmeeinrichtungen und Zentralen Unterbringungseinrichtungen in unserem Bundesland, aus denen mich irritierende Nachrichten erreichen, entscheiden sich nicht nur persönliche Geschicke einzelner Menschen. Dort entscheidet sich jeweils auch, wer *wir* sind und wie wir dastehen und was von unseren Bekenntnissen zu Menschenwürde, Freiheit, Rechtsstaatlichkeit und Barmherzigkeit zu halten ist.

„Die mit Tränen säen ...“

„Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden.“

In diesen Wochen und in den kommenden Monaten sind wir gerufen, den Traum von der Rückkehr in die Weite und Fülle des Lebens zu erden. Lasst uns den Traum nicht verwechseln mit dem dünnen Aufguss eines „Genauso wie früher“.

Vielmehr sind wir gerufen, dem großen Traum von der Heimkehr aus Zwang und Bedrängnis treu zu sein. Dieser Traum führt uns in eine neue Wirklichkeit. Auf die Spur eines Lebens, wie Gott es will.

Wir sind gerufen, *„wie die Träumenden“* genau hinzusehen auf die Risse und Baustellen in unserer Kirche und unserer Gesellschaft, mit Respekt vor denen, *„die ihre Hände zum guten Werk stärken“*. Wir sind gerufen, uns auch in besseren Zeiten weiterhin an Gott zu wenden, im leidenschaftlichen Gebet, mit Notrufen und mit offenen Fragen.

Wir sind gerufen zu neuer Sorgfalt für die Gestalt und Leiblichkeit unserer Gottesdienste.

Wir sind gerufen, einzutreten für diejenigen, die geohrfeigt und gerupft aus dem Albtraum der Pandemie erwachen werden. Es reicht ja nicht, die Ohrfeigen und Rupfereien zu ahnen und zu befürchten – wir sind gerufen, sie zu verhindern, wo wir können.

„Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden.“

Der Psalm, der so traumschön beginnt, wurde gebetet und gesungen von denen, die an den Wassern Babels saßen und weinten.

In allem sehnsüchtigen Träumen vergessen sie alle jene nicht, die bis heute bittere Tränen vergießen.

Auf diese Weise öffnet sich ein Raum, der Menschen mehr ahnen, mehr hoffen und mehr tun lässt, als sie aus sich heraus wissen und können und machen.

„Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten. Sie gehen hin und weinen und tragen guten Samen und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben“ (Psalm 126,5f.):

Diese Verheißung ist uns weitergegeben und anvertraut, wir können und sollen uns nach ihr ausstrecken im Geben und Nehmen, in Wort und Tat, im Beten und Tun des Gerechten.